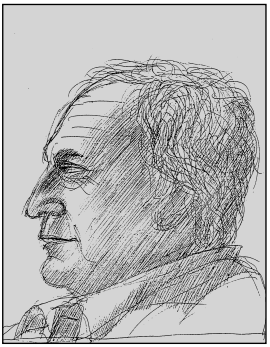
Claus Leggewie

Ciao, Berlin!



Geboren 1950, studierte von 1968 bis 1974 Sozialwissenschaften und Geschichte in Köln und Paris und ist von 1974 an als Hochschullehrer tätig, zunächst am Institut für Politikwissenschaft der Universität Göttingen, seit 1989 als Lehrstuhlinhaber an der Gießener Justus-Liebig-Universität. Zwischenzeitlich lagen Forschungsaufenthalte in Algerien, Frankreich, Österreich und den USA, darunter als Gastprofessor an der Université Paris-Nanterre, als Fellow am Institut für die Wissenschaften vom Menschen (IWM) in Wien, als erster Inhaber des Max Weber Chair (1995–1997) und Fellow am Remarque Institute der New York University. Er war beteiligt am Forschungsschwerpunkt des Landes Hessen zum Thema „Nationale und kulturelle Identität“ und arbeitet derzeit am Gießener DFG-Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ sowie am dortigen „Zentrum für Medien und Interaktivität“ mit. Er publiziert in Tages- und Wochenzeitungen und ist als Politikberater unter anderem im „Forum Informationsgesellschaft“ und im „Rat für Migration“ aktiv sowie Mitherausgeber der Zeitschriften *Transit* und *Blätter für deutsche und internationale Politik*. Am Wissenschaftskolleg beendete er *Amerikas Welt. Die USA in unseren Köpfen* (Hamburg, Hoffmann und Campe, 2000). – Adresse: Institut für Politikwissenschaft, Karl-Glöckner-Straße 21 E, 35394 Gießen. E-Mail: claus@leggewie.de

Was nach Abschied klingt, ist in Wahrheit eine Begrüßungsformel – mit anderen Worten: Zu den Altfellows, die (wenigstens) ein *pied à terre* in Berlin behalten haben, stößt ein weiterer hinzu. Die Stadt hat uns bezirzt und gefangengenommen, mehr noch als New York in den Jahren zuvor. Und einem Politikwissenschaftler konnte gar nichts Besseres passieren, als zu einem Zeitpunkt in Berlin anzukommen und erste Wurzeln zu schlagen, da auch die politische Klasse dort gerade eingetroffen war und sogleich einen Korruptionsskandal hinlegte, wie ihn die Bundesrepublik noch nicht gesehen hatte. Was den Bürger stört, kann dem Profi Freude

machen – was allerdings nicht für das (vorläufige?) Ergebnis dieser „Affäre“ gilt, auf die wir weder strafrechtlich noch zivilgesellschaftlich angemessen reagiert haben.

Gelegenheit zu Feldforschung und Politikberatung bot sich mehr, als man im stillen Grunewald eigentlich wahrnehmen wollte. Aber noch mehr Ablenkung bot die Stadt selbst mit ihren Gelegenheiten und Widersprüchen – die Tänzer und Theatermacher im nahen Westen und die wilden Dichter im gottlob nicht mehr so fernen Osten – man darf jetzt ja nach 24 Uhr zurück ... Aber da sind noch viele Schneisen und Brachflächen in wüstem Terrain, durch das wir gepirscht sind wie Stadtindianer. Und zwischen Kaffee Burger („Russendisko“) und Kanzleramt steht jetzt unser Koffer in Berlin.

Dessen Bewohner uns imponiert haben. Wie hatte man uns nicht gewarnt vor Ruppigkeit und Feindschaft! Aber selbst in Bussen und Taxis herrschte jene abgeklärte Gelassenheit vor, die eine werdende Metropole auszeichnet, und ansonsten erlebt man eine Bodenständigkeit, die dem prätentiösen Westen gut täte. Es soll nicht zynisch klingen: Aber der Reichtum dieser Stadt könnte in ihrer relativen Armut liegen (während New York glatt wird vor lauter Geld und nicht mehr so kreativ sein kann). Und in der (meist friedlichen) Koexistenz der Berliner Gesellschaften, aus der sich eine „Berliner Gesellschaft“ bitte niemals hervorheben möge.

Man will wissen, welches Arbeitsprogramm (und wieviel davon) wir vollendet haben. Das Amerika-Buch ist mit Ach und Krach fertig geworden, dazu flankierende Aufsätze und Artikel zum übergreifenden Thema „transnationaler sozialer Räume“, welche die Grundthese von „Amerikas Welt“ verdeutlichen: Daß in Amerikas Transnationalität seit jeher die Potenzen der Weltgesellschaft angelegt waren, vor deren Widersprüchen die Vereinigten Staaten immer wieder zurückschreckten und auf sich selbst zurückzogen. Und daß die Selbstamerikanisierung der USA als Muster der Amerikanisierung der Welt diente, die als Selbstamerikanisierung weitergelaufen ist und am Ende des *american century* Autorschaft wie Image der „USA in unseren Köpfen“ verblassen ließ.

In dieses Gebiet – nennen wir es: interpretative und imagologische Ansätze in der Politikwissenschaft – gehörte auch mein Abendvortrag über „Moscheenkonflikte und religiösen Pluralismus“ am Kolleg, auch zur Einleitung eines eintägigen Workshops mit Kollegen verschiedener Disziplinen, der unserem gerade erst angelaufenen Gießener Forschungsprojekt mächtig Schub verlieh. Es brachte zugleich die besten Seiten nicht nur der perfekten Infrastruktur des Wiko, sondern des hier gepflegten akademischen Gesprächs zum Vorschein – gemeinsame Anstrengung an Begriff und Sache. Die Stärke des Kollegs sind solche eher ungeplanten Zusammentreffen mit Kollegen anderer Disziplinen, unter denen mir

besonders die visuell begabteren ein kleines Licht aufsetzten. (Ein paar Fingerübungen finden sich im Amerika-Buch.)

Merkwürdigerweise wuchs neben der (ja nicht ganz neuen) Neigung zur Hauptstadt auch die Liebe zur Provinz. An meine Universität nach Gießen zurückzukehren, entlockt mir keinen Seufzer der Verzweiflung über die Niederungen der Massenuniversität, ich freue mich vielmehr darauf, die Erkenntnisse, die mir während der zehnmonatigen Auszeit aus dem akademischen Alltag gekommen sind, für einen frischen Start am gewohnten Ort nützen zu können. Mit 25 Berufsjahren (kurz zuvor in einer dienstlichen Urkunde dokumentiert) ist man ein zu alter Hase, um sich davon durch die nächste Marathonsitzung an Institut und Fachbereich abbringen zu lassen, aber die weiteren knapp 20, die ich noch vor mir habe, will ich nicht in Spardebatten und Frustration verbringen. Und einen Schritt in diese Richtung soll das daheim in Mittelhessen in Gründung befindliche „Zentrum für Medien und Interaktivität“ (ZMI) tun, an dem ich mich auf die Zusammenarbeit mit Wirtschaftsinformatikern, Computerlinguisten und angewandten Theaterwissenschaftlern freuen darf.

Wer das Privileg des Kollegs genossen hat, schuldet daheimgebliebenen Kollegen und vor allem den Studierenden Ideen und Innovationen. Wenn ich in Berlin etwas vermißt habe, dann waren es exakt die Lehrveranstaltungen, die Kollegen mit Drang zu Höherem so gern (und mit bisweilen derben Flüchen auf die „Studis“) fliehen. Bisweilen habe ich mich bei einem Kollegen an FU und HU eingeschlichen. Während der Berliner Auszeit lief die verdruckste Debatte über die schon jetzt verkorkste Hochschulreform weiter, die sich auf Medien (Unis ans Netz) und Moneten konzentriert, wo es um Werte und Ziele universitären Lehrens und Forschens ginge. Und hier werden, oft übrigens unter Hinweis auf Amerika, falsche Leitbilder angeboten, deren Korrektur geboten ist und Nachdenken über die Rolle des „Gelehrten“ in der „Wissensgesellschaft“ erfordert. Viele akademische Verkehrsformen und Routinen in Lehre und Forschung sind überstrapaziert und ausgelaugt: das übliche zweistündige Seminar im Wochenturnus durch den konträren Kalender des flexibilisierten Arbeitsmarktes, in den Studierende mit Jobs von Beginn an eingespannt sind; das ihnen dargebotene und abverlangte Prüfungswissen, das in der Regel nicht nur am Bedarf heutiger „Wissensarbeiter“ vorbeigeht, sondern auch nicht zu den Kernfragen menschlicher Existenz vorstößt, die heute eher außerhalb der Universität gestellt werden; dementsprechend überholt sind auch die gängigen Deliberations- und Präsentationsformate der akademischen Zünfte: Konferenzen und Tagungen verbreiten meist Langeweile, Rezensionen und Begutachtungen sind ritualisiert – manches muß wohl neu gedacht werden.

Aber nicht neu erfunden. In die Irre führen die neuen Leitbilder, die der Wissenschaft heutzutage angeboten werden: Wissenschaftler als Unternehmer und als Prominente. Letzteres geschieht unter der an sich richtigen Prämisse, man solle die im Elfenbeinturm gewonnenen Erkenntnisse nicht für sich behalten, sondern ihre Relevanz dem interessierten Publikum darbieten. Dagegen ist so lange nichts einzuwenden, wie es noch um Inhalte geht und nicht bloß um das Gesicht auf der Medienoberfläche, das Statement für den schnellen Verbrauch, die Kurzformel für die Infoelite – oder auch deren Gegenüber. In Berlin habe ich in einem total überfüllten Saal mit einem geschätzten Soziologen und prominenten Globalisierungsgegner zu diskutieren versucht, der von Statur und Selbstverständnis her völlig anti-prominent ist, sich aber, aus freien Stücken und auf Kosten einer unhintergehbaren Komplexität, von verehrungsbereiten Anhängern zum Guru degradieren läßt. Das schadet der Soziologie, aber auch dem politischen Ziel einer alternativen Globalisierung, das ich weitgehend teile.

Wie die Wissenschaft ihre relative Autonomie gegenüber dem Mediensystem verteidigen muß, soll sie auch der Versuchung des Wissensmarktes widerstehen. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Wissenschaftler sich endlich weniger als verbeamtete Staatsdiener begreifen und unternehmerischer werden, aber das Leitbild des Unternehmers dürfen sie nicht übernehmen. Wissenschaft steht, wie Robert K. Merton es einmal ausgedrückt hat, im Bezug auf das geistige Eigentum dem Kommunismus näher als dem Kapital, und obwohl man nicht naiv zu sein braucht, was Vermarktung von Wissen betrifft, ist der laufenden Privatisierung und Kommerzialisierung der Universität entschieden zu widersprechen. Die „Allmende des Wissens“, von der ich am Kolleg ein Stück betreten und profitiert habe, darf nicht auf ein paar sattgrüne Almlagen in luftiger Höhe beschränkt bleiben. So geht es, frisch gestärkt, zurück in die Provinz. Und wenn uns dort die Decke auf den Kopf fällt, wissen wir ja, wo wir gut aufgenommen werden und willkommen sind.